

Paul Celan

CORONA

Aus der Hand frißt der Herbst mir sein Blatt: wir sind Freunde.

Wir schälen die Zeit aus den Nüssen und lehren sie gehn:

die Zeit kehrt zurück in die Schale.

Im Spiegel ist Sonntag,

im Traum wird geschlafen,

der Mund redet wahr.

Mein Aug steigt hinab zum Geschlecht der Geliebten:

wir sehen uns an,

wir sagen uns Dunkles,

wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis,

wir schlafen wie Wein in den Muscheln,

wie das Meer im Blutstrahl des Mondes.

Wir stehen umschlungen im Fenster, sie sehen uns zu von der Straße:

es ist Zeit, daß man weiß!

Es ist Zeit, daß der Stein sich zu blühen bequemt,

daß der Unrast ein Herz schlägt.

Es ist Zeit, daß es Zeit wird.

Es ist Zeit.

Hans Christoph Buch

CORONA UND KEIN ENDE

Es wäre vermessen, dieses Gedicht von Paul Celan so interpretieren zu wollen, als hätte der Autor das, was er sagen wollte, auch anders, in der Sprache gewöhnlicher Menschen, ausdrücken können. Die Dunkelheit der Verse ist keine Masche oder Marotte des Autors, um sich und sein Werk interessant zu machen: Celan konnte nicht anders, er musste so schreiben, wie er schrieb, denn er war mehr als ein Lyriker – ein Sprachphilosoph, der bei Hölderlin und Heidegger, vielleicht auch bei Wittgenstein in die Lehre ging und jedes Wort, das er zu Papier brachte, dem Verstummen abrang nach der Devise: Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.

Nur soviel ist klar: 1952, als Celans Lyrikband „Mohn und Gedächtnis“ erschien – der Buchtitel geht zurück auf das vorliegende Gedicht – hatte das Wort Corona nicht die Bedeutung, die ihm heutzutage zukommt, und Covid-19 wartete zusammen mit Ebola und HIV hinter dem Horizont oder, wie es neuerdings heißt, in der Pipeline auf seine Chance, groß herauszukommen, was im Virenmilieu bedeutet, auf Menschen überzuspringen, um sich weltweit zu verbreiten. Gesagt, getan.

Petris Fremdwörterbuch von 1889 vermerkt zum Stichwort Corona: Krone, Kranz, Tonsur, Mannschaft, Sippschaft, syphilitischer Ausschlag. Keine dieser Bedeutungen passt zu Celans Gedicht, wohl aber der Hinweis auf die von Theseus verlassene Ariadne, die diesem mit ihrem Wollknäuel zur Flucht aus dem Labyrinth verhalf. Der Weingott Dionysos verliebte sich später in Ariadne und versetzte sie nach ihrem Tod an den Nachthimmel, ins Sternbild der Corona. Das wiederum passt zu den Auf- und Abschwüngen in Paul Celans Liebe zu Ingeborg Bachmann, der kongenialen Dichterin, die mit für beide schmerzlicher Trennung endete. Was Celan nicht daran hinderte, 1952 die Französin Gisèle Lestrangé zu heiraten und bald darauf mit Brigitta Eisenreich, einer als Au-Pair-Mädchen in Paris lebenden Wienerin, eine Affäre zu beginnen. „Celans Kreidestern“ - unter diesem Titel berichtete Brigitta Eisenreich später über die Zeit mit Celan, der, wenn er sie zu Hause nicht antraf, mit Kreide einen Stern auf die Tür malte – in Anspielung ans Sternbild der Corona wie auch an den gelben Stern, den die Juden unter der Naziherrschaft tragen mußten.

Wie stets bei Celan geht dessen private Mythologie eine unauflöslche Verbindung mit dem Schicksal des jüdischen Volkes, der Schoa ein: Der „Blutstrahl“ des Mondes deutet ebenso darauf hin wie das „dunkle Geschlecht“, wobei neben der erotischen auch eine ethnische Komponente mitschwingt: Celan geht den Wörtern auf den Grund, und Geschlecht wurde einst gleichbedeutend mit rassischer Herkunft gebraucht. Und es ist kein Zufall, dass Celans „Todesfuge“, die Adorno zu dem Diktum veranlaßte, nach Auschwitz Gedichte zu schreiben, sei barbarisch, 1952 in „Mohn und Gedächtnis“ erstmals erschien. Wer Celans Verse heute liest, ist aufgerufen, den eigenen Assoziationen zu folgen, und es spricht für die Vielschichtigkeit des eingangs zitierten Gedichts, dass nicht nur sein Titel, sondern auch die Schlußzeilen: „Es ist Zeit,

dass es Zeit wird. / Es ist Zeit.“ sich bruchlos auf die gegenwärtige Corona-Krise übertragen lassen.

PS

Den Hinweis aufs Sternbild der Ariadne verdanke ich Anna Grass, der Ex-Frau von Günter Grass, ausgelöst durch die Lektüre eines erst postum publizierten Gesprächs, in dem Grass auf seine Freundschaft mit Paul Celan zurückblickt. Beide konnten konträrer nicht sein: Grass arbeitete damals, 1958 in Paris, an der „Blechtrommel“, deren Manuskript er Celan zu lesen gab, und beneidete Celan um dessen Ruhm, während Celan nach dem Welterfolg des Romans zu Grass auf Distanz ging. Das war mehr als Konkurrenzneid, denn Celan hielt nicht viel von Nachkriegsautoren wie Böll oder Grass und orientierte sich am konservativen Ernst Jünger und – trotz dessen NS-Vergangenheit – an Heidegger, während Grass an der „Todesfuge“ herummäkelte und Celans pathetischen Vortragston peinlich fand. Das Interview mit Günter Grass erscheint in voller Länge in FREIPASS, dem Literaturmagazin des Links-Verlags, und Celans Corona-Gedicht ist in jeder Werkausgabe enthalten.